

DETLEF
BLUHM

dot
books

Das
GEHEIMNIS
des
HOFNARREN

Roman



»Schuster«, hob er langsam an, »Sie können bei mir Briefe von Goethen oder Karl May erwerben, oder ein eigenhändiges Musikmanuskript von Paul Dessau; preiswerter sind päpstliche Dokumente, beispielsweise eine Bulle Urbans VIII. von 1643. Mein schönstes Stück ist momentan allerdings ein Brief von René Descartes an Thomas Hobbes aus dem Jahr 1641. Aber«, fügte er lächelnd hinzu, »der Erwerb dieses Briefes dürfte Ihre finanziellen Verhältnisse weit übersteigen.« Das Lächeln verschwand sofort wieder von seinem Gesicht. »Sie sammeln doch überhaupt keine Autographen, was zur Hölle wollen Sie mit Briefen von Johann Ernst Schneller?«

»Haben Sie denn Briefe?«

Höfel schüttelte verneinend den Kopf.

»Hören Sie«, fuhr Simon fort, »dahinter steckt ein rein privates Interesse, keine Sammelleidenschaft, wie Sie richtig vermutet haben. Ich interessiere mich für den Hofnarren und seine Zeit. Das ist alles.«

»Hm, ich habe vor über zwanzig Jahren ein Manuskript von Schneller nach Wien verkauft, kein handschriftliches, sondern eine maschinengeschriebene Abschrift der Übersetzung seines Tagebuchs, allerdings nur Teile davon. Aber äußerst selten. Meines Wissens gibt es nur dieses eine Exemplar.«

»An ein Archiv oder Museum?« fragte Simon.

»Nein, der Käufer war ein privater Sammler, dessen Namen ich selbstverständlich nicht nennen will. Aber, Schuster, ich könnte nachfragen, ob er eine Kopie für Sie anfertigen läßt. Doch das wird sicherlich teuer. Wie gesagt handelt es sich um ein Unikat.«

Simon ahnte, worauf Höfel hinauswollte. Der Alte fuhr sich durchs Haar. »Feuchtwanger«, sagte er nur.

Simon besaß seit vielen Jahren Briefe Lion Feuchtwangers an die Berliner Autorin Ingeborg Wendt. 23 Briefe, die Feuchtwanger innerhalb von zwei Jahren geschrieben hatte, sehr inhaltsreiche, lange Briefe. Feuchtwangers Tod im Jahr 1959 beendete diesen Gedankenaustausch. Höfel hatte schon vor Jahren erfahren, daß diese Briefe in Simons Hände gelangt waren, und drängte Simon immer wieder, sie ihm zu verkaufen.

»Aus welchen Jahren stammt das Tagebuchmanuskript?« fragte er Höfel.

Der stand auf und ging in einen Nebenraum. Nach zehn Minuten kam er mit einem alten Auktionskatalog wieder. Er zeigte Simon den Eintrag:

»SCHNELLER, Johann Ernst, 1700-1756, Hofnarr Friedrich August II. von Sachsen

Tagebuchmanuskript in deutsch (Original französisch, verschollen). Mit einer Vorbemerkung des Übersetzers. 62 maschinengeschriebene Seiten, Übersetzung aus dem Jahr 1939, nur teilweise erhalten. Behandelt mit Lücken die Lebensjahre von 1754-1756.

Geringfügige Brandspuren. Sehr selten!«

Der Preis war geschwärtzt.

»Ein unvorteilhafter Tausch, 23 maschinengeschriebene und persönlich unterzeichnete Briefe von Feuchtwanger gegen 62 Fotokopien.«

Höfel zuckte mit den Schultern.

»Schuster, wenn Sie wirklich interessiert sind, kann ich nachschauen, ob ich die ersten Seiten des Tagebuches finde. Es gab damals nämlich noch einen zweiten Interessenten, der wollte die Katze nicht im Sack kaufen und bat mich um einige Probeseiten. Erst nach deren Lektüre wollte er sich entscheiden. Schließlich nahm er von dem Ankauf Abstand und schickte mir die Kopien wie verabredet zurück. Diese Seiten müßte ich noch haben.«

»Wenn es Ihnen nichts ausmacht?« Simon hatte Mühe, seine Aufregung zu verbergen. Höfel lächelte und verschwand wieder in seinem Archiv. Simon hörte ihn im Nebenzimmer kramen. Schließlich kam Höfel mit einigen Blättern in der Hand zurück.

»Hier sind sie. Lesen Sie ruhig.«

Er gab Simon die Papiere und setzte sich an den Schreibtisch. Simon nahm die sieben vergilbten Blätter und begann zu lesen. Die ersten Seiten enthielten eine Vorbemerkung des Übersetzers.

»Am Nachmittag des 9. November 1938 arbeitete ich in meiner Wohnung in der Händelstraße an meiner Vorlesung für die folgende Woche, als mein jüngerer Bruder Hans, mit dem ich die Wohnung teile, nach Hause kam. Wenig später betrat er in voller Uniform mein Zimmer und erinnerte mich an die geplante Aktion, die am Abend beginnen sollte. Ich antwortete ihm, daß ich vermutlich leider bis spät in die Nacht an meiner Vorlesung schreiben müsse und deshalb wohl nicht teilnehmen könne.

Gegen neun Uhr abends rief mich Hans an und informierte mich darüber, daß seine Abteilung gerade in das Haus des jüdischen Professors Salomon G. eingedrungen sei und begonnen habe, dessen Bücher und Schriften im Garten zu verbrennen. Er wisse, daß ich das nicht gutheißen würde, könne es aber nicht verhindern. Vielleicht wäre es mir ja möglich, der Vernichtung der Bücher Einhalt zu gebieten.

Die Privatbibliothek des Professors ist über die Grenzen Dresdens hinaus bekannt, und ich wußte, daß sie auch zahlreiche seltene Archivalien zur Geschichte der Stadt enthält. Ich erkundigte mich bei meinem Bruder nach dem Namen des Einsatzleiters. Gleich anschließend rief ich den Gauleiter an, den ich zu meiner Überraschung auch sofort erreichte. Er versprach mir, umgehend in der Villa des Juden anzurufen, um die weitere Zerstörung schriftlicher und gedruckter Unterlagen zu unterbinden. Außerdem schicke er gleich einen Wagen, damit ich mir vor Ort ein Bild machen und eingreifen könne.

Kurz vor zehn traf ich in der Villa des Salomon G. ein, die einem Schlachtfeld glich. Man hatte zwar nach dem Anruf des Gauleiters mit dem Verbrennen jeglicher Schriftstücke und Bücher aufgehört, sich dafür aber an der restlichen Einrichtung des Hauses schadlos gehalten. Ich reklamierte sofort die gesamte Bibliothek und sämtliche schriftliche Unterlagen für die Universität und ordnete, gestärkt durch die Autorität des Gauleiters, an, daß das Haus sofort zu verlassen und zu versiegeln sei. So geschah es, und in den nächsten Wochen transportierten meine Studenten die Bücher und Dokumente, die es wert waren, in die Institutsbibliothek, um dort eingestellt zu werden. Ab und zu, wenn meine Studenten sich diesbezüglich unschlüssig waren, fragten sie bei mir nach. So kam das Tagebuch des Hofnarren Johann Ernst Schneller in meine Hände.

Ich erkannte sofort, daß es sich um ein Fragment handelte, und gab Anweisung, sämtliche Schriftstücke aus dem Haus des Professors nochmals zu sichten. Leider konnten wir keine weiteren Seiten des Tagebuches finden, sie sind wohl verbrannt oder sonstwie verlorengegangen. Gleichfalls erkundigte ich mich nach dem Ort, wohin der Jude verbracht worden war – zu spät, er war bereits tot. So gibt es wohl keine Hoffnung mehr, weitere Teile von Schnellers Tagebuch aufzufinden, und es wird nur schwerlich in Erfahrung zu bringen sein, auf welchem Weg es in die Hände des Professors fiel.

Der erhaltene Text beginnt im November 1754. Leider ist er nur lückenhaft erhalten. Das Tagebuch endet am 31. August 1756, dem Tag von Schnellers Freitod. Wie groß die Lücken sind, läßt sich derzeit nicht ausmachen. Alle Passagen sind von Johann Ernst Schneller eigenhändig niedergeschrieben worden, anders als die wenigen von ihm erhaltenen Briefe, die, wie damals üblich, ein Berufsschreiber nach seinen Vorgaben verfaßte und die er dann nur unterzeichnete. Die beiliegende Übersetzung aus dem Französischen habe ich ins heutige Deutsch übertragen, darum bemüht, die sprachlichen Eigenarten des Originaltextes zu bewahren. Zum besseren Verständnis sind in [eckigen Klammern] einige Anmerkungen meinerseits eingefügt.

Professor Dr. phil. Fritz Ruben
Dresden, den 14. Januar 1939«

»Widerlich, dieser Ruben«, bemerkte Simon zu Höfel, »wie er über den jüdischen Professor redet ... Der Jude ist ›verbracht‹ worden. Was für eine Sprache! Haben Sie von diesem Ruben schon einmal etwas gehört?«

Höfel verneinte. Simon begann mit der Lektüre der Übersetzung des Tagebuches, die mitten in einem Eintrag anfang.

... schließlich war es ein Geniestreich meines lange schon vergessenen Bruders aus der Narrenzunft, Brusquet [Hofnarr unter Heinrich III. von Frankreich, 1551-1589], der sich die Betreuung der Pferdestation von Paris zu einer Zeit ergattern konnte, als der Gebrauch von öffentlichen Kutschen und Relaispferden noch nahezu unbekannt war. Der König von

Frankreich verlieh ihm das erbetene Privileg mit nachsichtigem Staunen. Etliche Jahre später wunderte er sich nicht mehr. Brusquet hielt inzwischen über 100 Pferde in seinen Stallungen, und die Entreprise konnte es mit den fettesten Kirchenpfünden des Königreiches aufnehmen. Was für ein Geschäft! Der Fürst stand da wie ein Narr, und der Narr bewies Weitsicht, so wie ich.

Seine Kurfürstliche Durchlaucht [Friedrich August II., Kurfürst von Sachsen, als August III. auch König von Polen] gleicht Heinrich III. Auch ihm mangelt es an vorausschauender Klugheit. Er lebt für die Künste, für seine Sammlungen; nichts ist dagegen einzuwenden, wenn sich nicht darin seine Interessen erschöpfen. Alles andere überläßt er mehr und mehr mir und von Brühl [Heinrich Graf von Brühl, 1700-1763, Sächsischer Premierminister seit 1746], meinem Gegenfüßler von Anfang an. Der Kurfürst folgt meinem Rat bei Handelsgeschäften, und das ist gut für ihn. Denn hierin bin ich von Brühl weit überlegen. Auch in Hofangelegenheiten und intimen Dingen bespricht er sich mit mir und fragt nicht diesen Hurenbalg. Indes muß ich von Brühl sorgsam im Auge behalten, er ist der Kopf der Regierung und ein Fuchs in Fragen der Verwaltung, und hat, mir darin voraus, Einfluß auf die Ministerien, den Geheimen Rat und die Kollegien. Weiter leitet er, wie ich zugeben muß, mit großem Geschick alle Kunstkabinette, dabei freilich unterstützt vom Herrn Sekretär Carl Heinrich von Heinecken, einem wahrlich kunstverständigen Menschen. Seine Agenten, insbesondere Algarotti und Rossi, kaufen in ganz Italien Gemälde ein, über die sich mein Fürst dann ungemein freut. Von Brühl steht deshalb bei ihm in hoher Gunst. Das kann mir irgendwann das Genick brechen.

Nach allem, was ich gesehen und erfahren, wird die Welt immer kleiner. Seit frühester Jugend bin ich beständig gereist, selbst bis nach Portugal. In diesen nun fast vierzig Jahren konnte ich bemerken, daß die Postwege aller Orten befestigt wurden. Auch hat ein verstärktes Patrouillenwesen die Reisewege sicherer gemacht, obwohl man sich noch heute vor Räuberbanden wohl in acht nehmen muß. Und indes ich früher oft unter freiem Himmel nächtigen mußte, sorgen heute zahlreiche Gasthöfe und Poststationen für die Bequemlichkeit der Reisenden. So reist man nunmehr schnell und mit weniger Fährnis. Und durch die rasche Entwicklung des allgemeinen Postwesens und die damit einsetzende Flut von Nachrichten haben sich alle Dinge des Hofes rasant kompliziert. Auch die Verwaltung des Hofes bläht sich immer mehr auf.

Mein Platz bleibt jedoch an der Seite meines Fürsten und Herrn. Aber meine Serenissimus eingeflüsterten Ratschläge in Fragen der Verwaltung, der Steuer und der Diplomatie zerschellen immer häufiger an von Brühls Einwänden, seinen spitzfindigen Zweifeln an meinen Ideen. Nur er, der Herr Minister, beraten von zahlreichen Sekretären und Verwaltungsbeamten, könne ermessen, was in diesen Dingen gut und richtig für Seine Durchlaucht sei. Schließlich sei der Fürst doch bisher immer zufrieden gewesen ...

Mein politischer Rat ist bei Seiner Hoheit immer weniger gefragt. Es fällt schwer, das hinzunehmen.

»Mein lieber Johann«, sagte mein Herr vor wenigen Tagen, »Er lasse Brühl nur machen.

Wir fahren gut mit unserem Ersten Minister.« Und dann lachte er. »Bleibe Er mein Hoftaschenspieler, mein Narr, Händler in meinen Diensten und enger Vertrauter für die angenehmen Seiten des Lebens. Brühl soll nur machen.«

Acht Sekretäre stehen in von Brühls Diensten. Mit ihrer Hilfe und dank der Dienstbarkeit zahlloser Lakaien spinnt er meinen Herrn in ein kunstvoll gewobenes Netz aus Ratschlägen, Intrigen und Überwachung ein. Es ist kaum mehr möglich, einen Bittsteller zum Fürsten zu führen, ohne daß von Brühl Kenntnis davon erhält, denn überall lauern seine Spione.

Und Serenissimus wiegelt ab, wischt meine Bedenken vom Tisch. Ahnt er nicht, daß der Falschmünzer Brühl meinen Einfluß zu schmälern sucht? Ein Glück, daß die Mätresse meines Fürsten eine so dumme Gans ist. An der Tafel amüsiert sie sich über meine Scherzworte und erschrickt köstlich, wenn ich auch nur die simpelsten Taschenspielertricks vorführe. Schon ein geschickt in meiner Hand verborgener Magnet, mit dessen Hilfe ich Münzen über den Tisch hüpfen lasse, bringt sie der Ohnmacht nahe. Nicht von Brühl, sondern ich habe Einfluß auf sie. Obgleich das nicht viel bedeutet, denn mit ihr bespricht mein Fürst und Herr sich kaum. Sie ist auch zu ungebildet, um kluge Ratschläge zu geben.

Simon wollte den gesamten Text haben. Er sah Höfel an und wußte, daß hier nicht zu handeln war.

»Gut«, sagte er schließlich, »der Tausch soll so sein.«

»Wenn ich überhaupt eine Kopie bekomme«, antwortete Höfel, »ich versuche, was ich kann. Schuster, Sie hören von mir.«

Joachim Höfel ging langsam zurück ins Büro und schlug das alte Adreßbuch auf. Seine beiden Söhne hatten die Adreßverwaltung der Kunden und Lieferanten natürlich längst über den PC organisiert, aber er hielt sich lieber an sein Gedächtnis und das Adreßbuch. Er wählte eine Telefonnummer in Wien. Claus Ruben mußte seine Hand am Hörer gehabt haben, denn er meldete sich gleich nach dem ersten Klingeln. Höfel schilderte ihm sein Anliegen, und nach kurzem Nachdenken stimmte Ruben der Anfertigung einer Kopie der gesamten Tagebuchaufzeichnungen Schnellers zu. Er verlangte nur Angaben zur Person des Interessenten und einen angemessenen finanziellen Ausgleich für seine nicht unerheblichen Bemühungen. Höfel hatte nichts anderes erwartet. Über die Summe wurden die beiden schnell handelseinig. Joachim Höfel lächelte, als er den Telefonhörer auflegte. Nicht oft hatte er so einfach sein Geld verdient.

Claus Ruben dagegen war der Preis, den Höfel ihm für die Kopien geboten hatte, im Grunde egal. Zum Glück hielt sich gerade kein Kunde in seinem Antiquitätengeschäft auf. Er ging zur Ladentür, schloß ab, goß sich dann einen Cognac ein, trank einen Schluck und fragte sich, ob er richtig entschieden hatte. Die damals von ihm erworbenen